

Cogito, ergo sum

Eine revolutionierte Welt, preisen sie. Eine heile Welt, versichern sie, wenn ihre makellosen Gesichter mit ihren eingefrorenen, falschen Lächeln auf den grossen Monitoren an den Hauswänden aufleuchten. Eine zufriedene Welt, behaupten sie, während *sie* insgeheim, in den unteren Rängen die Aufstände niederschlagen. Und der primitive Mensch glaubt es ihnen, denn wer soll es wissen, wenn nicht sie?

Ausserhalb der Grossstädte existiert nichts. Die Felder kahl, die Bäume vertrocknet, das Leben der Landschaft geraubt. Das Wetter so gesteuert, dass sich der Regen nur über den Städten verteilt. Nebst den rauen Bergen hausen Abgeschobene; Menschen, die ihre Heimat verloren haben; aufständische Familien, zu denen auch meine gehört. Ausgehungert warten wir, tagaus, tagein versteckt hinter Steinen neben den Gleisen, die sich wie eine Schlange durch das tote Land schlängeln, auf den nächsten Güterzug. Der erbeutete Sprengstoff hinterhältig im Gleisschotter vergraben, lauert auf die Waren, ein Knopfdruck von dem grossen Knall entfernt. Und als die grellen Augen der Lokomotive endlich am Horizont aufleuchten, werden die Waffen zusammengerafft und das Dutzend wilder, wahnsinniger Gesichter richtet sich auf mich. In meinen Händen liegt das Schicksal von uns allen. *Atme!* Ein Kilometer. Das Gerät in meiner Hand, immer schwerer. Fünfhundert Meter. *Ein, aus, ein, aus, ein ... stopp.* Dreihundert, zweihundert, hundert Meter. Mein Daumen umschliesst den roten Knopf und drückt zu. Nichts. Verzweifelt drücke ich erneut. Schweiss rinnt mir über die Stirn.

„Was machst du da?“, zischt mir Ada zu. Ich reisse meinen Kopf herum und starre sie entgeistert an. „Es reagiert nicht“, zische ich zurück, meine Stimme heiser vor Angst. Nur noch die Hälfte der Waggons wird über dem Haufen Sprengstoff vorbeirauschen. Der Rest ist verloren. Verloren wegen mir. Ada reisst mir die Fernbedienung aus der Hand und dreht sie hektisch um. „O, du Narr“, murmelt Ada vor sich hin und drückt erneut auf den Knopf. Es kracht ohrenbetäubend und Kiesel schiessen durch die Luft wie kleine Geschütze. Die Kupplung zwischen zwei Waggons bricht, und der vordere Teil saust davon. Bewaffnete Menschen springen aus den übrigen Abteilen, bevor sie entgleisen, und fangen an, gezielt um sich zu schiessen. Doch ich nehme sie nicht wahr. Ich stolpere hinter einen grösseren Stein und ziehe meine Beine enger an mich heran. Meine Ohren pfeifen ein qualvolles Lied. Und meine

Gedanken er – starr – en. Grauen, rau und stechend, greift schonungslos nach meinem Bewusstsein und ein Männchen grölt kichernd: „*Deine Schuld!*“.

Jemand packt meinen Arm und reisst mich hinter dem Stein hervor. Zwei steinerne Augen blicken mich durch ein Panzerglasvisier an. Ich stramble, bäume mich auf, doch die Finger um mein Handgelenk lassen nicht locker. Und ich erschlafe. Meine Kräfte verschwinden im Boden, über den ich geschleift werde. Denn vielleicht, ganz vielleicht, habe ich es verdient. Ich spüre den Schmerz an meinem Hals nicht und auch, als ich langsam in eine dunkle Welt abdrifte, empfinde ich keine Panik. Es herrscht Stille in meinem Kopf. Nur die Schuld tanzt einsam auf der Bühne Ballett.

Die Umgebung, Formen annehmend, ist mir fremd, verzerrt, und das grelle Licht schneidet schmerzhaft durch meine Iris. Ich will meine Hand heben, um die Helligkeit abzuschirmen, doch sie bleibt stur an der Seite meines Körpers hängen. Ich schaue an mir herunter. Mein Brustkorb ist in Bewegung. Mein Herz pocht entsetzt hinter meinen Rippen. Ich lebe. Schwarze Stiefel erscheinen in meinem verschwommenen Blickfeld. Eine Flamme im Hintergrund zwei ineinander verschlungener Ringe ist an der Stelle der Knöchel in das Leder eingraviert. Ich schlucke, hart, meine Kehle trocken und seltsam eng. Das Zeichen von ihnen. Niemand weiss genau, wer sie sind. Die Bevölkerung der Städte ist sich ihrer nicht einmal bewusst. Und doch lauern sie überall. Manch einer wagt, sie „Brandjünger“ zu nennen. Eine Organisation, ein Netz aus Verbrechern; Massenmördern, denen der Profit aus dem Leiden des Menschen weit über die Köpfe gestiegen ist. Macht, die ohne Reglementierung ausgeübt und missbraucht wird. Wer es doch vermag zu denken, sei sich damit auf ein kurzes Leben gefasst.

Dürre Finger ergreifen mein Kinn und zwingen es gen Decke. Dunkle, eisige Augen, die mich an die kobaltblaue Abdeckung über unserer Hütte im Hinterland erinnern. Spitze Lippen öffnen sich, und Worte schießen giftig aus der entstandenen Öffnung hervor. Ich verstehe sie nicht. Eine Hand landet auf meiner Backe, scharf und stechend. Mein Ohr singt einen hohen, schrillen Ton, und die Wörter nehmen einen Sinn an.

„Wie ist dein Name, Mädchen?“, fordert die Frau. Mein Mund bewegt sich, doch ich erstickte an den ungesagten Worten, die sich wie Luftgeister in meinem Rachen ansammeln. Stattdessen stiere ich sie trotzig an. Denn wie sie dort so steht, ein Nagel in mein Kinn bohrend und abschätzig auf mich herabschauend, erwacht ein Vulkan in mir. Keine Falte, keine Emotion, als sie ihre Augenbrauen zusammenkneift.

„Du wirst von nun an auf den Namen K201 hören. Widrigkeit wird nicht geduldet. Der Rat wird entscheiden, was mit dir und deinen Komplizen geschieht. Jedoch des Hochverrates angeklagt, mag das Todesurteil eines Manchen sein.“ Und damit schaltet sie mir mit einer flinken Bewegung das Licht aus.

Als ich wieder zu mir komme, kribbeln meine Glieder unerträglich. Jemand spielt Schlagzeug gegen meine Hirnrinde. Neu eingekleidet in einem schwarzen Jumpsuit aus leichter Leine, liege ich auf dezent riechendem Linoleum. Eine grosse Hand liegt auf meiner Schulter. Ich fahre herum. Ein unbekanntes, furchiges Gesicht, das von einem zausigen Bart fast verschluckt wird, blickt mir entgegen. Runde, neugierige Augen mustern meine Erscheinung. Ich weiche ein paar Zentimeter zurück, doch es liegt keine Lust in seinem Ausdruck. Ohne ein Wort streckt er mir eine Hand entgegen. Zögerlich greife ich nach ihr, und er zieht mich mit einer kräftigen Bewegung auf die Beine. Etwas wackelig komme ich vor ihm zum Stehen.

„K201 also“, hustet er, seine Stimme abgewetzt, als er auf meinen Arm schaut. Ich folge seinem Blick. In schwarzer Tinte unter meine Haut gezwungen, prangt dort das K mit den drei Ziffern. Magma stösst gegen die Kruste des Vulkans in mir.

„Sag, wie nannten sie dich davor?“, fragt er.

„Rona.“

„Ich glaube, man nannte mich Achim, doch dieser Mensch existiert nun nicht mehr.“

Risse durchfahren die Kruste, gierig und brutal. Wärme durchspült meine Adern. Ich antworte ihm nicht. Er mustert mich eindringlich, und ein wissendes Lächeln zupft an seinen Mundwinkeln.

„Dort ist ein trockener Stapel Holz in dir, Mädchen, zünde ihn an und lass ihn brennen. Die hellste aller Flammen sollest du sein. Denn wenn es brennet, hoch und munter, werden Funken fliegen weit und Sämlinge streuen. Stecke es an, das Feuer in ihnen! Erwecke den Brand!“ Damit wendet er sich um, sein stämmiger Körper von Narben zerpflegt, und verschwindet in der Dunkelheit der Zelle. Die Magma brodelt, bedrohlich und zerstörerisch.

„Hey!“, schreie ich dem Wächter zu; die Gitterstäbe in meinen Händen; mein bebender Brustkorb wie Trommeln. Seine hässliche Fratze grinst mir schmierig ins Gesicht. Sie verfliegt, als der Schlag ihn trifft. Schlüssel klicken, beschmutzte Krallen packen mich, zerren mich, knüppeln mich, züchtigen mich, prügeln mich und ich sage nichts. Doch die Lava schießt aus dem Schlot und regnet auf die Erde. Gefangene gaffen hinter ihren Gittern hervor. „Ziviler Ungehorsam! Konformismus ist der Tod unseres Daseins!“, brülle ich, als mein Körper unter mir wegbricht und ich in dem drakonischen Knäuel versinke.

Von Amélie Philipp, 6Sb, Siegerin des Schreibwettbewerbs 2024